

# ***Erzählungen, Horrorgeschichten und Etüden für eine oder zwei Stimmen von Jiří Kamen***

*Aus dem Tschechischen von Martina Lisa*

## **Nagasaki oder der Tintenrollerpunkt auf der Stirn (17-21)**

Warum und seit wann das Haus auf dem rechten Elbufer Nagasaki hieß, wusste keiner. Und alle lächelten ungläubig, wenn sie hörten, dass der dritte Ehemann von Großmutter Adéla Ende der fünfziger Jahre die mumifizierte Leiche des früheren Besitzers Konrad Schütz auf dem Speicher gefunden hatte. Die Tschechen wollten Schütz aus seinem Vaterhaus abschieben respective vertreiben. Aber Schütz war schon alt und hatte keine Lust, seine Adresse zu ändern. Mitte August kleidete er sich gleich nach dem Frühstück in Schwarz und stieg hinauf unters Dach, legte sich dort auf die Holzplanken und schloss die Augen. Etwas zu trinken, zu essen oder die Herztabletten hatte er nicht mitgenommen, er wollte sterben. Am Tag zuvor hatte er alle nötigen Dinge erledigt. Er hatte die Schulden im Konsum bezahlt, den Hund und die Katze den Nachbarn vermacht, die nach Deutschland gehen würden. Auf das Grab seiner Frau auf dem örtlichen Friedhof hatte er einen Strauß Rosen aus dem Garten gelegt und gesagt: „Spätestens morgen sehen wir uns wieder.“ Dabei machte er eine geheimnisvolle Miene, als wäre im Grabstein eine Tür in eine andere Welt. Konrad Schütz verschief oben auf dem Speicher fast den ganzen Tag. Als er erwachte, spürte er, wie die Augustsonne sich gegen das Dach lehnte. Er starb noch bei Tageslicht. Die Sommerhitze und die Zugluft, die durch die Lücken des alten Daches drang, dörnten den Körper des Verstorbenen aus. Der Legende nach hatte sich Adélas dritter Mann Alfons um seine Bestattung gekümmert. Konrad Schütz wurde neben seiner Ehefrau Trudi in die Familiengruft gebettet.

Alfons Bůžek, Adélas letzter Partner, entwickelte seine eigene Theorie über den Ursprung der Bezeichnung Nagasaki. Konrad selbst habe sie aus Birkenzweigen zusammengesetzt und an den Giebel des Hauses genagelt. Offenbar wollte er dadurch den Eindruck erwecken, dass ihm die Opfer des Atombombenangriffs nicht gleichgültig seien. Aber Japan war von den Amerikanern bombardiert worden, und die waren 1945 auch bei uns gefeierte Mitglieder jener Allianz, die auf der richtigen Seite gekämpft hatte. Und also konnte das Birkenzweig-Nagasaki Konrad auch nicht vor der Abschiebung retten. Nach 1948 freilich hätte sein Einfall Aussicht auf Erfolg gehabt, denn die Bombardierung japanischer Städte galt in der kommunistischen Tschechoslowakei als ein Kriegsverbrechen. Der Schriftzug hielt bis ins neue Jahrtausend am Giebel durch; da waren die Hauptakteure dieser Geschichte, Alfons und Adéla, schon lange tot. Nach dauerhaften Regenfällen stürzte im ersten Jahr des neuen Jahrtausends die Veranda des schon nicht mehr bewohnten Hauses herab und zerschellte auf dem Fels. Kurze Zeit später sank das ganze Gebäude in sich zusammen und begrub seinen Namen Nagasaki unter den Trümmern.

Mitte der 1960er Jahre glich die Inneneinrichtung in Nagasaki einem alchimistischen Labor: auf allen Tischen und Tischchen, auf jedem Stuhl im ganzen Haus und auf dem Speicher standen Fünflitereinweckgläser für Gurken, angefüllt mit Wasser, in dem die weißen Blüten des Schwarzen Hollunders zogen. Aus den verschlossenen Gefäßen führten Gärschläuche in einen Topf mit Wasser, in das die Blasen der Hollunderlimonade entweichen konnten. Die Gärstöpsel versiegelte Adéla mit Wachs. Im Keller wiederum stellte sie aus Schwarzen Johannisbeeren Schaumwein her. Die Zahl der Limonaden- und Weingläser stieg von Jahr zu Jahr. Ein regelmäßiger Besucher konnte sich ausrechnen, dass die Beerensaison nur noch wenige Male anbrechen müsste, bis die Gläser die

Bewohner des Hauses in den Garten hinausgedrängt hätten. Als das Gebäude zusammenstürzte, dachten die Nachbarn, irgendwo in der Nähe sei ein riesiges Glashaus zersplittert. Aber ein Glashaus gab es hier am Hang nicht. Aus den Trümmern hervor sprudelte eine limoverdünnte Weinkaskade, ein heftiger Schwall von kurzer Dauer, der rasch mit den talwärts schießenden Regenbächen verfließte.

Jedes Jahr am zweiten September kamen die drei Töchter Adélas mit ihren Familien nach Nagasaki, um den Namenstag ihrer Mutter zu feiern. Adéla hatte ihre Töchter jeweils von einem anderen Mann und alle drei waren schon tot. Auf ihre alten Tage hatte sie dann den kinderlosen Witwer Bůžek geheiratet. Die Feier hatte auf der Veranda stattgefunden, denn auf dem großen Esstisch im Wohnzimmer reihten sich dicht an dicht die Gläser mit dem Hollundertrank. Am oberen Ende der Festtafel auf der Veranda saß Adéla, Alfons hatte zwar seinen Stuhl neben der Ehefrau, doch er kam während der Feier gar nicht zum Sitzen, schenkte den Kindern in einem fort Limonade nach, den Erwachsenen Beerenwein. Er servierte die von den Töchtern mitgebrachten Kuchen und trug die Teller mit Adélas Kartoffelsalat herbei, den er aus einer großen Porzellanschüssel löffelte. Die Schüssel hatte Adélas dritter Ehemann in der Kredenz im Wohnzimmer entdeckt, die noch von den Deutschen herstammte. Er nannte sie Konrads Schüssel.

Zu der alljährlichen Septemberfeier fanden sich die Töchter mit ihren Familien stets als erste ein, dann kamen auf dem Motorrad Alfons und Adéla. Ihre Verspätung war meist dadurch verursacht, dass Adéla bei der Zubereitung des Kartoffelsalates nicht zu Rande kam. Sie bereitete ihn stets nach demselben Rezept und hatte ihn doch nie rechtzeitig fertig. Das Rezept kannte sie von der Mutter ihres ersten Manns. Ein einfacher Salat aus der Třeboňer Gegend: Kartoffeln, Eier, eine Zwiebel, ein Apfel, Speck, Salz und Pfeffer. Was da die Zubereitung ins Stocken brachte, blieb allen ein Rätsel. Adéla hatte Alfons vor allem wegen seiner Java 250 geheiratet. Zum ersten gemeinsamen Weihnachtsfest wünschte sie sich von ihm genau die Bikerkluft, die auch er hatte, einen schwarzen Anzug also, dazu einen roten Helm. Sie stand auf rasante Geschwindigkeiten und klebte am Rücken ihres Ehemanns wie eine Zecke, legte sich ergeben mit ihm in die Kurven. Vor jeder Spazierfahrt beschwatzte sie ihn, er solle doch noch schneller fahren. Auch waren sie regelmäßige Zuschauer beim Großen Preis von Brno. Adéla fieberte auf der Tribüne mit, feuerte die Rennfahrer an und machte dabei keine Unterschiede, ihre Gunst galt allen zugleich, Favoriten hatten sie keine. Ab und zu neigte sie sich zu Alfons hinüber und rief:

Ich begreif's einfach nicht: Wie konnte ich bis jetzt nur ohne Motorrad leben, ohne den Großen Preis!

Beide waren um die ein Meter sechzig, und wenn sie in ihrer schwarzen Bikerkluft steckten, schienen sie wie einer Tolkienschen Saga entsprungen. Hätte Adéla nicht so einen großen Hintern gehabt, man hätte sie glatt mit Alfons verwechselt. Am Kartoffelsalat als Hauptgang eines Festessens hielt Adéla beharrlich fest, sie machte ihn jedes Weihnachten, doch ihre Töchter feierten Weihnachten zuhause mit den eigenen Kindern und ohne die Mutter. Und also musste die ganze Familie sich ihre Portion Kartoffelsalat wenigstens an Adélas Namenstag einverleiben. Dieser Septemberspätnachmittag in Nagasaki verlief im Großen und Ganzen jedes Jahr gleich. Den Toast auf Adéla brachte ihre älteste Tochter Martina aus. Dann stürzte man sich ins allgemeine Vergnügen, in ein ziemlich chaotisches Durcheinandergerede, bei dem man sich gegenseitig mit den Erlebnissen des vergangenen Jahres übertrumpft. Manches verliert sich in der schlechten Akustik auf der Veranda, und hin und wieder tönt es von den Bodenbrettern her eigentümlich dazwischen. Martinas Mann sieht Alfons vorwurfsvoll an: Die Veranda gehört repariert. Eines Tages wird sie den Berg runtersegeln und Du mit ihr. Alfons winkt ab. Hundert Jahre hat sie gehalten...

Jaja, das kenn ich, fällt Martinas Mann ihm ins Wort, gestern war ich mit ihm noch auf ein Bier und heute ist er tot?

Blödsinn.

Die Gäste gießen sich heimlich den Wein ein, den sie sich von zuhause mitgebracht haben. Adélas Beerengebräu macht am nächsten Tag Schädelweh, und der Magen schwappt hin und her.

Nach dem zweiten Glas Johannisbeerwein bricht Großmutter Adéla mit entschlossener Geste ins wilde Treiben der Konversation. Und in die Stille hinein erzählt sie – zum wohl wievielten Male? – vom Tod ihrer drei Männer.

Meine erste Ehe war eine Dummheit von Anfang bis Ende. Wir waren beide sehr jung. Da ließ sich nichts zu machen. Nie konnten wir über irgendwas einig sein. Nicht mal darüber, wie lang man ein Würstchen warm machen soll. Und zu alledem kam wenige Monate nach unserer Hochzeit das Kind. Ein Kind, das ist für ein junges Paar eine große Belastung. Verzeih mir, Martina. Wir waren zusammen auf einem Ausflug, hier ganz in der Nähe, wir sind aufs Prebischtor rauf. Und haben nicht mal gestritten. An dem Tag war mein Mann sogar ziemlich nett. Geradezu wie verwandelt. Er beschrieb mir die Ausblicke in die Landschaft, hat sich da richtiggehend hineingesteigert und sich ein bisschen mehr vornüber ins Leere gebeugt. Zuerst hab ich ihn nur sachte gestupst. Er hat gelacht, gedacht, ich mach Spaß. Dann hab ich geschubst. Eine plötzliche Eingebung und nicht im Voraus geplant. Als er nach unten flog und Adéla rief, dachte ich kurz: Der kratzt die Kurve und taucht wieder hier oben auf. Ich liebe das Fliegen, rasante Geschwindigkeiten. Im Grunde tat er mir Leid. Später hab ich oft drüber nachgedacht. Wer weiß, hätte er mich auch an diesem Tag angeschrien, vielleicht hätte ich´s nicht getan. Er war wirklich so lieb auf dem Ausflug und kam mir so hilflos vor. Vielleicht tut er nur so, hab ich gedacht. Bestimmt tut er nur so. Und hab´s dann probiert. Er war ja schließlich viel stärker als ich. Hab´s halt probiert. Er hätte sich wehren sollen, so seh ich das. Verzeih, Martina, immerhin war es dein Papa.

Die Polizei hat die Sache doch untersucht, wandte Martina ein. Ins Schwanken gekommen, Gleichgewicht verloren und abgestürzt. Im Untersuchungsprotokoll steht, du hast ihm helfen wollen, aber hast es nicht geschafft, du hättest selbst abstürzen können. Er war zwei Köpfe größer als du. Die Nacht zuvor hatte er durchgesoffen, dass er da von einem Felsen stürzt, ist nicht weiter verwunderlich. Das alles steht in dem Protokoll. Und du hattest eine Tochter, für die du sorgen musstest.

Wir hätten uns scheiden lassen können, setzte Adéla ihre Beichte fort. Aber so war es sehr viel einfacher. Ich hab mich gefühlt wie am Beginn eines neuen Lebens. Wenn man sich scheiden lässt, trifft man den andern immer mal wieder. Und dann wirft er euch vor, ihr habt seine Tochter um ihren Vater gebracht. Aber scheiden lassen hätte er sich sowieso nicht von mir... Wisst ihr, was mich gewundert hat? Dass die Leute mich jetzt, wo ich Witwe war, mit viel mehr Respekt behandelt haben. Dass Sie Mitleid hatten mit mir, das ist klar. Ich hatte ja eine kleine Tochter. Und hab mir und ihr schwarze Kleider gekauft. Auf der Beerdigung haben sie alle geweint. Auch ganz fremde Leute, die ich vorher noch nie gesehen hatte. Und immer wenn ich zu irgendeiner Runde stieß, haben alle auf einmal nur noch geflüstert, aus Rücksicht auf die Witwe. Und verlegene Blicke getauscht. Einmal hab ich mitbekommen, wie jemand flüstert: Das ist die Witwe, der der Mann vom Felsen gefallen ist. Sie war daneben gestanden und hat gesehen, wie er zur Erde fliegt, und gehört, wie er ihren Namen ruft und wie sein Körper aufschlägt. Hat anhören müssen, wie seine Knochen bersten! Die Arme.

Ich hatte bei der Post am Schalter gearbeitet, jetzt setzten sie mich ins Büro und erhöhten meinen Lohn.

(...)

### **Totentanz (147-154)**

Erzählt von einem Stammgast des Wirtshauses An der Lustenau an einem Tisch im Wirtshaus Am Eck

Auch die Männer im Wirtshaus An der Lustenau wussten natürlich, dass im 20. Jahrhundert einmal die Deutschen und zweimal die Russen ins Land gekommen waren. Sie hatten durchaus eine Vorstellung davon, was draußen so vor sich ging, aber dass je ein Russe oder

ein Deutscher ihr Wirtshaus betreten hätte – nein, das war nicht passiert. Keiner der regelmäßigen Gäste, will heißen der Bierspechte, hatte durch dieses ganze Jahrhundert hin, in dem das Wirtshaus bestand, nichts so Fürchterliches getan, dass man ihn dafür hätte aufknüpfen oder einlochen müssen. Die am Zapfhahn jedenfalls wussten von einer solchen Aufknüpfung oder Einlochung nichts.

Andererseits aber hatte auch keiner von denen, die von den Schankwirten in der Lustenau durch jenes Jahrhundert hin bedient worden waren, einen Ertrinkenden aus der Elbe gezogen, die nur ein paar Meter entfernt hier vorbeifließt, oder zu einem Soldaten der deutschen Wehrmacht gesagt: Verzieh dich aus unserer Stadt, du Arschloch, dahin, woher du gekommen bist.

Nicht etwa, dass die Bierspechte aus der Lustenau nicht gewusst hätten, dass die Amerikaner sich mit den Russen um Kuba zankten, und dass ihnen nicht etwa bange war vor einem Einberufungsbefehl. Der ein oder andere hatte Bewährung bekommen, weil er die auf dem Gehsteig gefundene Geldbörse nicht retourniert hatte oder eine Nutte ihn vor Gericht verleumdete, er habe sie auf dem Heimweg vom Wirtshaus vergewaltigen wollen. Aber wenn er sich dann in unserem Wirtshaus eine Halbe Smíchover orderte, fiel alle Angst von ihm ab und unter den Tisch. Auch den zu Unrecht Beschuldigten wurde es einen Augenblick leichter ums Herz.

Während des Krieges hatten die Amerikaner die benachbarten Städte dauerhaft bombardiert, doch nur ein völlig Durchgeknallter wäre auf die Idee verfallen, eine Bombe auch auf unser Städtchen zu werfen, denn zwischen Rathaus und Baťa auf unserem Hauptmarkt fühlt man sich wie auf dem Dorf. Und das alte, feuchte, einstöckige Wirtshaus, dessen Putz mit den Jugendstilornamenten schon in der Zwischenkriegszeit abzublättern begann, wäre erst recht keinem einzigen, auch nicht dem allerletzten Infanteristen auch nur einen Schuss blinde Munition wert gewesen.

Eine Bombe niederzulassen auf diesen Bau mit dem Ausschank voller Mannsbilder, deren Lunge, verrußt von den Zigaretten der Marke Start, keine zwanzig Meter Flucht am Stück erlaubt hätte, wäre im Grunde ein Kriegsverbrechen. Mochte die Bombe sozusagen auch zufällig aus dem Flugzeug gerutscht sein und ebenso zufällig direkt auf unser Wirtshausdach gelenkt worden. Und das wär's dann gewesen. Natürlich, das hätte passieren können, das versteht jeder Depp, denn manchmal ist das Schicksal halt so. Mindestens die Hälfte aller Verbrechen geschehen aus Zufall. Ja, ein Zufall ist allein schon, dass jemand als Verbrecher geboren wird.

Vorerst war in der Lustenau noch niemand gestorben, jedenfalls war mir nichts dergleichen zu Ohren gekommen. Der Tod freilich schlug um die Bierspechte aus der Lustenau keineswegs einen Bogen, klar, aber saßen sie hier beim Bier, dann eben doch. Und wenn einer der Stammgäste ernstlich erkrankte, bat er nicht selten, man möge ihn herschaffen, denn hier wurde nicht gestorben.

Sag mal, Franta, warum stellst du dir keinen Fernseher her? fragte Karel eines Tages von seinem Tisch am Fenster aus zum Wirt hinüber, denn er wollte gern Sparta gegen Slavia sehen. Der Wirt aber sagte nur, darum halt. Wer fernsehen will, kann ins Wirtshaus Am Eck. Da ist ein Fernseher. Und das habt ihr doch gehört, oder? Dass beim Eishockey Tschechoslowakei gegen Russland, damals ja noch Sowjetunion, ein Gast vor Freude über unseren Sieg an einem Infarkt gestorben ist. Als Golonka sich auf das Eis gelegt hat, um zu hören, ob aus Russland noch Öl zu uns fließt, war das sein Ende.

Jedes Tor hat diesen Gast dem Infarkt näher gebracht, und völlig egal, in welches Netz der Puck schoss. Und Golonka, der hat ihm den Rest gegeben. Dieser Infarkt hat für unendliche Scherereien gesorgt. Tot war der Tote natürlich für immer, daran war nichts mehr zu ändern. Die Polizei hat das untersucht. Was zu ändern war, das war die Ursache dieses Todes. Die Ehefrau, Referentin beim Nationalausschuss, musste bei einem Gespräch in der Arbeit eidesstattlich erklären, ihr Mann sei aus Trauer über die Niederlage unserer Befreier verschieden, sonst nämlich hätte man sie gefeuert. Und der Wirt bekam auch sein Fett ab, man nötigte ihn zu Spitzeldiensten. Erst nach dem November neunundachtzig konnte er offen darüber sprechen, dass jener Herr im Wirtshaus Am Eck gestorben war wie ein Held: aus Freude. Über dem Stuhl, auf dem dieser Begeisterte, sein Leben ausgehaucht hatte, wollte man eine Tafel anbringen. Hier starb ein Held der wahren Freude. Nach langem Hin

und Her hat man es bleiben lassen. Ruhmestafeln passen nicht in ein Wirtshaus. Der Tod, und sei es auf einer Ruhmestafel, passt einfach nicht in ein Wirtshaus.

Jene merkwürdige Sache, die sich im Wirtshaus An der Lustenau zutrug, betraf den Schlosser Václav Fajks. Jeden zweiten Tag kam er hierher und trank drei Bier. Für mehr als drei Bier reichte sein Geld nie. Über die Haushaltskasse wachte Ehefrau Božena, eine stattliche Lehrerin um die Fünzig, mit gewaltigen Brüsten.

Einmal sagte Karel vom Fenster der Lustenau aus: Fajks, kein Wunder, dass du es immer so eilig hast, mit so einer Frau zu Haus, mit solchen Titten, das ist wie Farbfernsehen. Immer gibt's was zu schauen.

Damals gab es nur Schwarzweißapparate.

Na ja, ich weiß nicht, erwiderte Fajks, mir gefallen eher mittelgroße. Und je älter ich werde, desto mehr Appetit machen die kleinen.

Warum hast du die Božena dann genommen?

Damals haben mir große gefallen. Ich war noch jung.

Du bist schon ein komischer Vogel, Fajks. So was sollte sich nämlich nicht ändern.

Das stiftet in der Welt nur Verwirrung. Irgendwas muss auch von Dauer sein.

Da hast du schon Recht. Ich will mich ja gar nicht ändern, aber ich ändere mich, ganz von allein, ohne Grund. Ich kann mir nicht helfen.

Du musst einfach kämpfen, tönste es noch einmal vom Fenster her.

Zu den Schankritualen in der Lustenau gehörten Fajks' Schilderungen aus seinem Sexualleben. Während des zweiten und dritten Bieres war es so weit. Und die anderen lauschten gern, denn sie hatten dabei Boženas Brüste vor Augen. Alle vierzehn Tage etwa ordnete sie an, Fajks solle sich duschen: über dem Halter im Bad hing ein frisches Handtuch, und auf der Waschmaschine der Marke Tatramat lag, gebügelt und frisch gestärkt, eine Unterhose bereit. Jedwede sexuelle Aktivität ging unter Boženas Ägide vonstatten.

So macht mir das keinen Spaß, beschwerte sich Fajks. Wenn ich mir die frische Unterhose anzieh, mein ich immer, ich leg eine Rüstung an. Aber ich hab Angst vor der Božena, deswegen sag ich nichts. Aller Zwist ist mir zuwider. Und ohne diese Angst kann ich auch gar nicht existieren. Ohne Božena bin ich ein Zauderer, ein wahrer Hamlet. Einmal hab ich eine abgeschleppt. Die war sehr nett zu mir. Tja, und dann: totale Flaute.

Lag vielleicht an der schmutzigen Unterhose, scherzte einer der Zuhörer.

Ich hab das Mädels abgewatscht, erzählte Fajks weiter, damit ich Schiss krieg, dass sie mich anzeigt und ich in die Bredouille komm. Aber die hat losgeheult und mich gefragt, was sie falsch macht. Also wieder totale Flaute. Fajks warf hilflos die Arme hoch. Vielleicht gut, dass Božena und ich keine Kinder haben.

Fajks tat mir leid, und deswegen spendierte ich ihm ein viertes Bier.

Die Kinder in der Schule hatten Božena in Eiffelturm umgetauft. In der großen Pause ragte sie über ihnen, die auf dem Gang hin und her spazieren mussten, in ihrer ganzen Fülle auf. Wie auf dem Hühnerhof: Božena, die Klucke, wacht über das Gewusel ihrer Küken. Sie überragte auch die Kollegen im Lehrerzimmer. Und war einen Kopf größer als Fajks.

Im Städtchen ging um, dass die Lehrerin die Kinder in den Pausen in ihrem Kabinett ausfrage, ob der Papa zuhause nicht etwa der Mama wehtut oder die Mama dem Papa. Zum Beispiel im Schlafzimmer. Nie hat sie dabei etwas in Erfahrung gebracht, was der Rede wert gewesen wäre. Die Eltern beschwerten sich aber bei der Direktorin. Ein Inspektor der Obersten Schulbehörde untersuchte den Fall, und er ließ Boženas Erklärung gelten, dass sie überprüfen wolle, ob die normale Entwicklung der Kinder nicht etwa durch das Sexualleben der Eltern beeinträchtigt würde.

Einmal wurde Fajks im Wirtshaus An der Lustenau von dem betrunkenem Karel am Fenster aufgefordert, von den Sexpraktiken junger Familien in den Plattenbausiedlung auf dem anderen Elbufer zu erzählen. Mit einer Lehrerin zuhause müsse man solche Sachen doch schließlich besprechen!

Das brachte Fajks in Rage. Božena verriet ihm nämlich niemals auch nur das Geringste von dem, was sie in ihren Gesprächen mit den Kindern über das Sexleben von deren Eltern in Erfahrung brachte. Dienstgeheimnis, sagte sie, wenn er fragte, ob es wahr sei, was man in der Stadt über ihre Gespräche mit den Schülern erzählt. Fajks, lass das Fragen.

Zu einer entscheidenden Wende in Fajks Leben kam es durch den so genannten Major, einen ehemaligen Fremdenlegionär, der in Afrika und Vietnam gekämpft hatte. Auf seine alten Tage wollte er in die tschechoslowakische Heimat zurück. In unserem Städtchen hatte er noch Mutter und Schwester, sie lebten in einer alten Bude ohne warmes Wasser und Bad. Major hatte von seinem Sold genügend zusammengespart, um für Mutter und Schwester ein Häuschen mit Warmwasser und Bad zu erwerben. Er selbst käme schon irgendwie zurecht. Vielleicht dass er alle heiligen Zeiten einmal bei ihnen nächtigen würde. Ein Einreisevisum hatte er als französischer Staatsbürger erhalten, aber gleich auf dem ersten Bahnhof hinter der Grenze eskortierte ihn die Polizei in eine Zelle. Wegen Wehrdienstverweigerung im Vaterland sowie Dienst in einer falschen Armee sperrte man ihn für einige Jahre ein.

Die Franzosen kümmerte sein Schicksal nicht. Schließlich hätte er wissen müssen, was einen Soldaten der Fremdelegion in einem kommunistischen Staat erwartet. Bei den höchst merkwürdigen Transaktionsprozeduren nach dem tschechoslowakischen Gesetz zur Devisenwirtschaft war er so gut wie um sein ganzes Geld gekommen, so jedenfalls hatte es ihm der Aufpasser im Gefängnis erklärt. Seiner Mutter und Schwester hatte man ein paar Hunderter-Bons ausgezahlt, für die man in speziellen Geschäften Waren aus dem Westen erhielt. Mutter und Schwester besuchten ihn im Gefängnis, brachten ihm Zigaretten aus dem Tuzex-Laden und zusätzliche Verpflegung, zur ungarischen Salami packten sie jedes Mal original französischen Senf aus Dijon.

Als Major aus dem Gefängnis entlassen wurde, waren Mutter und Schwester schon tot. Aber er blieb trotzdem in dem Land, in dem er geboren war, in dem er seine Kindheit und dann ein paar Jahre im Gefängnis verbracht hatte. Nirgends sonst hatte er noch Verwandte oder Freunde. Auch nachdem seine französischen Rentenbezüge in Bons umgerechnet und die Kosten für Miete, Strom und Gas abgezogen waren, blieb ihm für das Bier in einem tschechischen Wirtshaus mehr Geld als für ein Bier in Frankreich.

Tschechisches Bier hatte er zum ersten Mal im Gefängnis getrunken, und es hatte ihm geschmeckt, offenbar waren seine tschechischen Gene erwacht. Das Bier war die letzte Liebe seines Lebens. Die erste war die Fremdenlegion gewesen, die zweite all die Mädchen, mit denen er auf seinen Kriegszügen geschlafen hatte. Er hatte sie alle genommen, egal welche Hautfarbe, egal ob schön oder hässlich, ja mit den hässlichen fühlte er sich besser als mit den schönen, denn er hatte den Eindruck, dass sie sich mehr Mühe geben, um so das Handicap mangelnder Schönheit wettzumachen. In Afrika hatte er sich dunkelhäutige Bräute auf Brust und Rücken tätowieren lassen, in obszönen Positionen.

Schon im Gefängnis konnte er damit ordentlich Eindruck schinden, und einige seiner dortigen Kollegen ließen sich ihren Körper nach seinem Original mit ebensolcher Nacktheit verzieren. Dabei hatten die meisten im Leben nie eine Schwarze zu Gesicht bekommen, nicht in Kleidern, und nackt schon gleich gar nicht.

Im Wirtshaus An der Lustenau sah es ganz so aus, als hätte Major im Gefängnis Durst angespart. Er trank dermaßen viel Bier, dass ihm in der letzten Woche des Monats regelmäßig das Geld ausging, und so bediente er sich eines Tricks, der sich bereits im Gefängnis bewährt hatte: Er bot für ein Bier eine Bilderschau. Draußen im Licht der Straßenlampe werde er dem, der Interesse habe, die Szenen auf seiner Brust und seinem Rücken zeigen. Vors Wirtshaus dürfe aber immer nur einer. Und der zahlt ihm dann ein Bier.

Mit ihm nach draußen ging Fajks. Ein Bier werde er opfern. Major zog sein Hemd aus und Fajks versenkte sich in den Anblick. Die Afrikanerinnen gefielen ihm. Ihre Körper kopierten, mit einer gewissen zeitlichen Verzögerung, den Alterungsprozess von Majors Haut. Zumindes kam Fajks das so vor. Das Schlawe und Schruppelige zeigte sich in den Umrissen der schwarzen Kurven nicht ganz so deutlich.

Bestimmt hat Fajks sich gefragt, ob irgendwer sich Boženas Bild hatte eintätowieren lassen, ehe sie seine Bekanntschaft machte. Ich würde mich das bei meiner Alten auch fragen. Major ist sicher älter als Božena, aber die Mädels sehen viel jünger aus. Als würden sie den Saft aus Major saugen, sagte Fajks hinterher.

Und plötzlich tauchte aus dem Schatten ein Polizist heran, ein Angehöriger der Öffentlichen Sicherheit. Er zielte mit dem Revolver mitten auf Majors entblößten Oberkörper. Kurz darauf traf Verstärkung ein. Im Auto transportierte man den betrunkenen Legionär zur Polizeidienststelle.

An diesem Abend gaben sich auch die Polizisten die Kante, erlaubten Major nicht, sein Hemd überzuziehen und richteten das Licht der Lampe auf die nackten schwarzen Leiber. Schließlich musste der Stammgast aus der Lustenau sich völlig entkleiden, damit sich polizeilich ermitteln ließe, ob nicht auch auf anderen Körperteilen pornographische Bilder prangten. Für eine nähere Untersuchung des Gemächts wurde die Putzfrau zum Dienst einbestellt, denn selbst angefasst hätte man auch mit Handschuhen nichts. Zwei Stunden später warf man Major aus der Wache hinaus. Nicht ohne zuvor bei den schwarzen Schönheiten die obszönen Partien mit Leukoplast überklebt zu haben und den derart herausgeputzten Major zu fotografieren. Der hatte an diesen Abend so gut wie keine Erinnerung.

Am nächsten Morgen wunderte er sich, woher die Pflaster kamen. Ich hab den Vietnam-Krieg überlebt und das kommunistisches Gefängnis ebenso, ich werde auch überleben, dass mich jemand verpflastert hat. Die Polizisten, ausgenüchert, nahmen den Film aus der Kamera und vernichteten ihn. Sicher ist sicher.

Am nächsten Abend zahlte Fajks Major in der Lustenau ein Bier und wollte von ihm wissen, wie das so ist, mit einer Schwarzen. Und Major erzählte es ihm. Beim zweiten Bier, das Fajks ihm bezahlte, fragte Major, ob er sich nicht auch so eine Schwarze auf seinen Körper stechen lassen will. Fajks meinte, sehr gern, aber es ginge nicht wegen Božena. Sicher wäre ihr eine Schwarze, nackt auf dem Rücken ihres Ehemanns, alles andre als recht.

Vielleicht hättest du dann aber vor Božena so viel Angst, dass du zu absoluter Vollform aufläufst. Du hast doch gesagt, dass er dir aus Angst vor ihr steht.

Da gibt's nichts aufzulaufen. Er steht mir andauernd, aber ich bin so außer Atem, dass ich Angst hab vor einem Infarkt, sagte Fajks und dabei lachte er nicht.

Und wenn wir dir die Schwarze dahin machen, wo Božena nicht so hinschaut.

Das wäre dann auf den Hintern, sinnierte Fajks. Beischlaf im Dunkeln. Sie schiebt ihr Nachthemd hoch. Er streift unter der Decke die blütenweiße, frisch gestärkte Unterhose ab. Geht er dann nachts aufs Klo, zieht er sie wieder hoch. Aber was soll man mit einer Schwarzen am Hintern? Um sie zu sehen, müsste er einen Spiegel benutzen.

Du musst sie nicht anschauen, es reicht, wenn du dich an sie erinnerst, der Gedanke allein an die Schwarze auf deinem Arsch wird dich wärmen. Wenn du beim Ficken mit deiner Lehrerin an deinen Hintern denkst, verschafft das womöglich euch beiden enorme Lust.

Aber Fajks wollte keine Schwarze auf seinem Hintern. Er wollte lediglich, dass ihm Major Abend für Abend erzählt, wie es mit denen so ist. Und Major erzählte.

Manchmal war er nach drei Minuten zu Ende, manchmal nach einer halben Stunde. So ist das Leben, erklärte er.

Die Lehrerin merkte bald, dass Fajks sich verändert hatte. Dass eine fehlende Bier war nicht zu übersehen. Sie fragte ihn aus, was los sei. Aber Fajks schwieg wie ein Grab. Sie wusste sich keinen Rat mehr, führte Fajks daher eines Abends ab in die Schule und setzte ihn in ihrem Kabinett auf den Stuhl, auf dem sonst die Schüler zu sitzen pflegten, wenn überprüft wurde, wie es sich mit dem Sexualleben ihrer Eltern verhalte.

Also los, Fajks, raus mit er Sprache, befahl Božena.

Und Fajks rückte raus. Sagte alles, von dem Bier bis hin zu Afrika. Er verriet sogar, um einen mildernden Umstand geltend zu machen, dass er das Angebot, sich eine Schwarze auf den Hintern stechen zu lassen, abgelehnt hätte.

Das Christkind brachte Fajks den Reisebericht von Hanzelka und Zikmund. Auf den Fotografien der nackten Afrikanerinnen hatte Božena deren welche Brüste, die manchmal bis

zum Nabel hingen, mit Filzstift rot umrandet. Und als Lesezeichen ein Foto ihrer gewaltigen Titten zwischen die Seiten geschoben.

Auch am 10. März, das Datum weiß ich genau, saßen Fajks und Major wieder zusammen, und Major erzählte Fajks, wie es mit einer Schwarzen so ist. Diesmal gelang ihm die Engführung: seine Schilderungen endeten unter dem letzten Schluck des ihm von Fajks spendierten Bieres.

Er sah den Freund an und wusste sofort, was los war.

Der Fajks ist tot! rief Major.

So ein blöder Witz, ließ der Wirt sich vernehmen.

Das ist kein Witz, im Krieg hab ich viele Tote gesehen.

Am nächsten Abend kam die Witwe Božena ins Wirtshaus An der Lustenau. Sie setzte sich auf den Stuhl, auf dem Fajks sonst immer gesessen hatte. Und bestellte ein Soda. Alle schauten auf ihre gewaltigen Titten und stellten sich vor, wie Fajks, in seiner gestärkten Unterhose aus dem Bad kommend, auf sie zusteuert. Boženas Stimme hallte ebenso mächtig durch den verstummen Schankraum wie eine Kardinalspredigt durchs Kathedralgewölbe.

Ich bin gekommen um euch zu sagen, dass ich den Fajks geliebt hab.

Sie trank das Soda nicht aus, stand auf und nahm den Stuhl mit nach Hause.

Am Abend nach Fajks' Begräbnis schleppte der Wirt einen Fernseher an. Er stellte ihn auf das Brett über dem Ausschank, wartete, bis sich die Stube gefüllt hatte, und schaltete ein. Bevor Jiřina Bohdalová mit ihrer Sendung auf dem Bildschirm erstrahlte, konnte er gerade noch sagen:

Jetzt ist es ja eh schon egal.